

seiner Befunde greift er überwiegend auf bekannte Erklärungsmodelle religiöser Gewalt zurück, verzichtet jedoch auf eine ausführliche Diskussion derselben. Alternative Ansätze, die stärker auf gruppenimmanente Faktoren, wie Organisations- und Machtstrukturen oder ideologische Besonderheiten ausgerichtet sind, werden nicht erwähnt. Gleichfalls ungeklärt bleibt auch die Beziehung zwischen den empirischen Daten und den daraus gefolgerten Aussagen. So entsteht gelegentlich der Eindruck es handele sich bei den Zitaten um Aussagen Einzelner. Auf die methodischen Probleme, die entstehen, wenn komplexe Interaktionsprozesse mit Hilfe von Interviews einzelner, am Geschehen beteiligter Protagonisten beleuchtet werden, geht Juergensmeyer nicht ein.

Trotz dieser Mängel handelt es sich bei dem Werk um eine in ihrer Gesamtheit gut recherchierte, informative und logisch stringente Schrift, die besonders aufgrund ihrer Detailfülle durchaus zur Lektüre empfohlen werden kann. Zwar stellt das Buch eher ein überblicksartiges Kompendium der gewaltsamen, religiösen Konflikte der letzten Jahrzehnte dar, als einen neuen Beitrag zur theoretischen Debatte. Weil Juergensmeyer die religiöse Gewalt jedoch in ihrer globalen Dimension erfasst und diskutiert, kommt seiner Schrift dennoch eine wichtige Rolle bezüglich der Erklärung der gegenwärtigen, religiösen Rebellionen zu.

Thomas Adam: Stipendienstiftungen und der Zugang zu höherer Bildung in Deutschland von 1800 bis 1960 (=Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 28), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2008, 263 S.

Rezensiert von
Stefanie Baumert, Leipzig

In der fortwährenden öffentlichen Debatte um Hochschulpolitik und die Einführung von Studiengebühren an deutschen Hochschulen ist der Vergleich mit dem Hochschulsystem in den USA geradezu omnipräsent und wird insbesondere von Gebührenbefürwortern kontinuierlich herangezogen. Im Gegensatz zu den USA verfügt Deutschland jedoch nicht über ein umfangreiches und sozial ausgleichendes Stipendiensystem – ein Argument, das in der deutschen Debatte häufig vernachlässigt wird. Dass es ein ausgeprägtes Stipendiensystem in Deutschland nie gegeben hat und es an einer Tradition des Stiftens für Bildung und Wissenschaft gänzlich fehlt, ist jedoch ein fataler Trugschluss, wie Thomas Adam mit seiner ausführlichen von der Fritz Thyssen Stiftung geförderten Archivrecherche „Stipendienstiftungen und der Zugang zu höherer Bildung in Deutschland von 1800 bis 1960“ eindrücklich beweist.

Adam, Associate Professor für Geschichte an der University of Texas, Arlington, präsentiert mit dieser Monographie ein weiteres Puzzlestück im Bestreben, die

historische Forschung über das Stipendienstiftungswesen in Deutschland und damit die „Geschichte des deutschen Stipendienwesens“ um umfassendes statistisches Datenmaterial zu bereichern und peu à peu zu vervollständigen (S. 11). Die Stipendienstiftungen werden als Fallstudie dazu genutzt, „zentrale Aspekte und Fragestellungen zur Entwicklung des deutschen Stiftungswesens in den letzten zwei Jahrhunderten exemplarisch zu diskutieren“ (S. 12). Das Innovationspotential des Vorhabens leitet sich dabei aus dem Forschungsstand und der fehlenden systematischen und vollständigen Erfassung von Stiftungen für diesen Zeitraum ab (vgl. Kapitel eins: „Das Wissen um Stipendienstiftungen“, S. 9-65). Adams Ausführungen schließen damit unmittelbar an die vor 1800 in Deutschland errichteten Stipendienstiftungen an, die sich vorrangig als Familienstiftungen zur Förderung der eigenen Nachkommen oder in Gestalt von allgemeinen Stiftungen mit religiösem Hintergrund formiert hatten. Im 19. Jahrhundert treten in offenen Stipendienstiftungen anstelle von Verwandtschaft als Vergabekriterium von Stipendien zunehmend Staatsangehörigkeit sowie regionale und soziale Zugehörigkeiten.

Exemplarisch für die Entwicklung des deutschen Stipendienwesens im 19. und frühen 20. Jahrhundert werden jene privaten unselbständigen Stiftungen zur Analyse herangezogen, die im Zeitraum von 1800 bis 1960 in der Verwaltung der Universitäten Berlin, Bonn, Breslau, Erlangen, Freiburg, Göttingen, Greifswald, Halle-Wittenberg, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, München, Münster, Rostock, Straßburg, Tübingen und Würzburg lagen.¹

Nach einem einführenden ersten Kapitel befasst sich das Buch in fünf weiteren Hauptkapiteln mit unterschiedlichen Dimensionen des privaten Stipendienstiftungswesens in Deutschland. Universitätsübergreifende Informationen über Stifterpersönlichkeiten und -eigenschaften sowie Stiftungsanlässe im 19. Jahrhundert und während des Ersten Weltkrieges werden in Kapitel zwei „Stifter und Stipendienstiftungen“ (S. 28–65) vermittelt. Daran schließt sich mit „Die Verwaltung der Stipendienstiftungen“ (S. 66–119) ein Kapitel, das zunächst in die rechtlichen Rahmenbedingungen für Stipendienstiftungen einführt und mit dem „Prinzip der Mündelsicherheit“ Formen der Kapitalanlage für gestiftete Gelder vorstellt, die außerordentliche Sicherheit und Langlebigkeit der Stiftung durch den Staat gewähren und vor Kursschwankungen und Wertverfall schützen sollten. Dieses Kapitel widmet sich darüber hinaus der historischen Entwicklung des Stipendienstiftungswesens und dessen Verfall im 20. Jahrhundert: Über das System der Mündelsicherheit sicherte sich der Staat eine zusätzliche Kapitalreserve, die unter anderem im Ersten Weltkrieg zur teilweisen Anlage von Stipendienmitteln in Krieganleihen führte. Ein Verfall des Kapitalstocks und die Entwertung eines Großteils des Geldes durch die deutsche Niederlage und die anschließende Inflation waren die Folge. Bemühungen zur Wiederherstellung von Stiftungsvermögen resultierten nicht selten in der Aussetzung von Stipendienzah-lungen sowie der verwaltungstechnischen Zusammenlegung von Stipendien in so genannten Sammelstiftungen. Das nunmehr schwache System der Stipendienstiftungen überlebte die NS-Diktatur und

die folgende Währungsreform, in einigen Universitäten sogar mit einem nicht unbeachtlichen Kapitalstock. Ein langsames Sterben individueller Stipendienstiftungen setzte im Zuge von Enteignung, Auflösungen sowie neuerlichen Zusammenlegungen und Überführungen dennoch ein – allerdings infolge politischer Anweisungen. So zeigt Adam überzeugend, dass das Ende der Stipendienstiftungen – entgegen der weit verbreiteten Annahme – nicht durch Inflation und Krieg verursacht worden war, sondern durch „politische Richtungsentscheidungen über die Zukunft der universitären Bildung sowie Veränderungen in der gesamtgesellschaftlichen Wahrnehmung der Universitäten und etablierter Traditionen und Mechanismen der Studienfinanzierung“ (S. 119). Im Zentrum des vierten Kapitels „Studieren und Stipendium“ (S. 120–168) stehen die praktischen Aspekte der Stipendien, etwa die Frage, wer berechtigt war, ein Stipendium zu bekommen oder ob die Gelder rückgezahlt werden mussten, bevor in Kapitel fünf (S. 169–208) unter dem Titel „Stipendienstiftungen als Wille und Macht der Gesellschaftsgestaltung“ Wege der politischen und gesellschaftlichen systemkonformen sowie konfrontativen Einflussnahme durch die Stifter aufgezeigt werden. Hierbei handelt es sich um in Stiftungsurkunden formulierte Bedingungen an die Auszahlung von Stipendien aus Privatstiftungen, in deren Folge bspw. nur Frauen gefördert werden sollten oder die an eine Änderung des Hochschulcurriculums geknüpft waren. Dass mit Kapitel sechs zu „Frauenstudium und Stipendien für Studentinnen“ (S. 209–228) ein in der Geschichte des Stipendienwesens bekanntermaßen eine Sonderrolle ein-

nehmendes Thema als letzter Abschnitt des Buchprojektes an den Rand gedrängt wird, ist höchst bedauerlich. Es wäre zu überlegen gewesen, die Kapitel fünf und sechs einfach zu tauschen, zumal die zum Frauenstudium aufgeführten Belege inhaltlich durchaus an Kapitel vier hätten anknüpfen können. Nicht zuletzt hätte das analytische und sich von allen anderen Kapiteln programmatisch unterscheidende fünfte Kapitel durchaus den Auftakt für zusammenfassende Schlussbetrachtungen markieren können. Die tatsächlichen Schlussbetrachtungen sind hingegen kurz gehalten (S. 229–231). Anstelle einer Zusammenfassung der Erkenntnisse und Ergebnisse der Archivarbeit wird die gesellschaftspolitische Funktion von Stipendien in den Vordergrund gestellt und der Vergleich mit den USA erneut aufgemacht. Umfangreiches Archivmaterial, bisher kaum beachtet und nicht systematisch aufgearbeitet, ist in dieses Projekt eingeflossen, das sich nicht ohne Stolz als die erste übergreifende Untersuchung zu Stipendienstiftungen in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert präsentieren kann und über die üblichen lokalen und regionalgeschichtlichen Abhandlungen weit hinausgeht. Anhand von archivalisch überlieferten Einzelgeschichten wird der Leser bildhaft und exemplarisch in die verschiedenen Dimensionen des Stipendienstiftungswesens dieser Zeit eingeführt. Mit diesem empfehlenswerten Buch erinnert Adam außerdem, dass ein ausgeprägtes System privater Studienfinanzierung ein nicht unbedeutender Teil deutscher Geschichte und Tradition darstellt, dass dieses Stipendienwesen zur Zeit des deutschen Kaiserreichs in seiner Blütezeit stand und auch im internationalen Vergleich eine he-

rausragende Position innehatte. Gleichfalls warnt er jedoch vor dem ständigen Bezug auf das Referenzmodell USA zur Initiierung von Veränderungen. So fasst Adam zusammen „Wenn man etwas von den USA lernen möchte, dann ist es wohl dies, dass ein Hochschulsystem, das auf Studiengebühren basiert ist, nur dann funktionieren kann, wenn es durch ein System der privaten und staatlichen Stipendien komplettiert wird“ (S. 231).

Anmerkung:

- 1 Hierfür wurden die Archivbestände der Universitäten Berlin, Freiburg, Göttingen, Greifswald, Heidelberg, Jena, München, Münster, Leipzig, Rostock, Tübingen, Würzburg, das Geheime Staatsarchiv in München, das Thüringische Hauptstaatsarchiv in Weimar und das Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde konsultiert.

Martin Nissen: Populäre Geschichtsschreibung. Historiker, Verleger und die deutsche Öffentlichkeit, 1848–1900 (= Beiträge zur Geschichtskultur, Bd. 34), Köln: Böhlau 2009, 375 S.

Rezensiert von
Hartmut Bergenthum,
Frankfurt am Main

Martin Nissens Studie zur populären Geschichtsschreibung beruht auf seiner Berliner Dissertation von 2008, die von Wolfgang Hardtwig betreut und von Sylvia Paletschek angeregt wurde. Mit beiden sind das länger etablierte Konzept der „Geschichtskultur“ und die immer

stärker in den Blick geratene populäre Geschichtsschreibung eng verbunden. Sie haben mehrere einschlägige Sammelbände herausgegeben¹ und samt der von Jörn Rüsen herausgegebenen Reihe „Beiträge zur Geschichtskultur“ tritt die Breite des Themas und die Vielfalt der Darstellungsformen immer deutlicher hervor. Während der Schwerpunkt der Forschung bisher eher auf dem 20. Jahrhundert lag, widmet sich Nissen nun der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Einer Phase, in der die zunehmende Spezialisierung der historischen Forschung neue Räume für populäre Formen der Geschichtsschreibung eröffnete bzw. eine neue Nachfrage schuf, in der aber auch neue Medien wie etwa die Illustration wichtiger wurden und an deren Ende ein Massenpublikum entstand.

Besonders innovativ ist dabei die Verbindung der Untersuchung der tatsächlichen Geschichtsschreibung im Sinne einer eher klassischen Historiographiegeschichte mit dem Entstehungskontext, mit der Rolle der Verlage – insbesondere der Verlegerpersönlichkeiten –, des Buchhandels, der Rezensionen und der Ausleih- und Lesemöglichkeiten in Bibliotheken sowie mit dem Lesepublikum und der Lesekultur (Bildungsniveau, Einkommen, Zeit). Nach einem einleitenden, begriffsklärenden ersten Teil werden die Produktion und Rezeption etwa anhand der Programmpolitik ausgewählter Verlage untersucht. Im dritten Hauptteil wird die populäre Geschichtsschreibung chronologisch sowie die populären Darstellungsformen systematisch skizziert. Eingebettet ist hier eine Fallstudie zur „Bibliothek deutscher Geschichte“ (Stuttgart 1887–1912). Der vierte und letzte Hauptteil dient einer Fallstudie zu Gustav Freytags „Bilder aus der